

Die Geschichtlichkeit der Heiligen Schrift

Persönliche Vorbemerkung

Zunächst möchte ich etwas über meinen eigenen Zugang zum Thema sagen. In meinem Elternhaus hat das Wort Gottes keine Rolle gespielt. Als Oberschüler und als Student bewegte mich die Frage nach dem Sinn des Lebens, nach einer Hoffnung, die auch die Frage nach dem Tod nicht ausklammert. In diesem Zusammenhang haben mich besonders Texte von Dostojewski angesprochen (z.B. "Das Todesurteil"). Durch einen Freund, der Christ war, kam ich mit zentralen Aussagen der Bibel in Berührung, u.a. auch mit dem Wort "Jesus hat den Tod besiegt". Diese Behauptung hat mich von da an sehr beschäftigt. In München habe ich bei Hermann Bengtson im Fach Alte Geschichte promoviert. In der Zeit meines Studiums bin ich Christ geworden.

Nach meinem Studium wurde ich Reisesekretär der SMD. Zu meinen Aufgaben im Reisedienst gehörten auch Vorträge bei Hochschulabenden. Mit einem dieser Vorträge hat es eine besondere Bewandnis. Nach einer späten Heirat habe ich im Jahr 1979 meine Familie (Frau und Kind) durch einen Verkehrsunfall verloren. Studenten aus Konstanz luden mich ein zum Thema "Der Grund unserer Hoffnung - ein Historiker zur Auferstehung Jesu Christi". Der Vortrag sollte am ersten Todestag meiner Familie stattfinden. So waren beides - Thema und Termin - für mich von besonderer Bedeutung.

Bei der Vorbereitung ergab sich für mich, daß nicht nur das Thema wichtig bzw. die Frage der Historizität für Christen sogar entscheidend (vgl. 1. Kor. 15,14.17) ist, sondern daß auch mit historischen Methoden Aussagen gemacht werden können, weil Jesus von Nazareth lokalisierbar und datierbar ist. Die im Neuen Testament berichteten Ereignisse sind im Verhältnis zu anderen antiken Ereignissen sehr gut bezeugt.¹ Der zeitliche Abstand der Textzeugen zu den Ereignissen ist sehr gering. Die Indizien der Auferstehung (leeres Grab, umwälzende Veränderungen im Leben der Jünger, Begegnungen mit dem Auferstandenen) sind gut bezeugt. Im Unterschied zu anderen antiken Ereignissen allerdings hat dieses Ereignis Auswirkungen auf mein Leben. Nur distanzierte Prüfung wäre hier zu wenig und auch sachlich unangemessen.

Im Laufe der Jahre habe ich an vielen Plenumsdiskussionen und Gesprächen im Anschluß an Hörsaalvorträge teilgenommen. Dabei ergaben sich auch immer wieder Gespräche mit Theologiestudenten. Im folgenden möchte ich typische Argumente von Theologiestudenten aufgreifen und mich so meinem Thema nähern. Ich möchte diese Argumente in insgesamt sieben Fragen bzw. Aussagen aufnehmen.

¹ H. Staudinger, Die historische Glaubwürdigkeit der Evangelien, Wuppertal 1988⁵.

1. Frage: Was hat die Wissenschaft mit der Wirklichkeit zu tun?

Der Ausdruck "Wissenschaft" hat bei vielen Zeitgenossen an magischem Klang verloren. Man weiß heute mehr als früher auch über die Gefahren von Wissenschaft und Technik Bescheid. Trotzdem hat gerade bei Geisteswissenschaftlern die Aussage von objektiver Wissenschaft als Gegensatz zu reinen Glaubensaussagen noch einen guten Klang. Bei "objektiver Wissenschaft" denkt man in erster Linie an die Naturwissenschaft. Es ist wenig bewußt, wie eingegrenzt wissenschaftliche Erkenntnis ist - nicht nur in den Geisteswissenschaften.

Hans Peter Dürr, Direktor am Werner-Heisenberg-Institut für Physik der Max-Planck-Gesellschaft in München, hielt 1983 einen Vortrag zum Thema "Was hat die Wissenschaft mit der Wirklichkeit zu tun?". Die Fragestellung mag überraschen. Geht es in der Wissenschaft nicht gerade um die Beschreibung und Erfassung der Wirklichkeit? Aber so einfach ist das nicht.

Zur Beantwortung seiner Frage erzählt Dürr die Parabel vom Netz des Physikers.² Ein Ichthyologe fängt Fische. Ein Beobachter, Dürr nennt ihn einen Metaphysiker, fragt ihn nach seiner Tätigkeit und auch danach, welche Aussagen er über Fische machen kann. Der Ichthyologe sagt: "Alle Fische haben Kiemen; alle Fische sind mindestens fünf Zentimeter lang." Daraufhin sieht sich der Metaphysiker das Netz an: Es hat fünf Zentimeter große Löcher. Deshalb wendet er ein: "Es gibt Fische, die kleiner sind als fünf Zentimeter, aber du kannst sie nicht fangen, da dein Netz eine Maschenweite von fünf Zentimetern hat." Der Ichthyologe ist nicht beeindruckt und antwortet: "Was ich nicht fangen kann, ist kein Fisch." Er hat Fische definiert als Wesen mit Kiemen, die er mit seinem Netz fangen kann. Die Schlußfolgerung, die Dürr aus der Parabel zieht, lautet: "Die Parabel läßt sich als Gleichnis für die Naturwissenschaft verwenden. Bei Anwendung dieses Gleichnisses auf die Naturwissenschaft entspricht dem Netz des Ichthyologen das gedankliche und methodische Rüstzeug und die Sinneswerkzeuge des Naturwissenschaftlers, die er benutzt, um seinen Fang zu machen, d.h. naturwissenschaftliches Wissen zu sammeln, dem Auswerfen und Einziehen des Netzes die naturwissenschaftliche Beobachtung.

"Wir sehen sofort, daß dem Streit zwischen dem Ichthyologen und dem Metaphysiker kein eigentlicher Widerspruch zugrunde liegt, sondern dieser nur durch die verschiedenen Betrachtungsweisen der Kontrahenten verursacht wird. Der Metaphysiker geht von der Vorstellung aus, daß es im Meer eine objektive Fischwelt gibt, zu denen auch sehr kleine Fische gehören können. Vielleicht gibt es für ihn dafür auch gewisse Hinweise, wenn er etwa vom Ufer aus ins Wasser schaut. Aber er hat Schwierigkeiten, deren 'Objektivität' im Sinne des Ichthyologen zu beweisen, denn im Sprachgebrauch des Ichthyologen ist ein Objekt etwas, was er mit dem Netz fangen kann. Der Metaphysiker empfindet diese Bedingung der Fangbarkeit als unzulässige subjektive Ein-

2 H.P. Dürr, Das Netz des Physikers, München 1988, S. 26ff.

schränkung der für ihn objektiven Wirklichkeit und bestreitet dem Ichthyologen deshalb die Relevanz seiner Aussage." "Die Naturwissenschaft handelt nicht von der eigentlichen Wirklichkeit, der ursprünglichen Welterfahrung oder allgemeiner: was dahinter steht!, sondern nur von einer bestimmten Projektion dieser Wirklichkeit, nämlich von dem Aspekt, den man, nach Maßgabe detaillierter Anleitungen in Experimentalhandbüchern, durch 'gute' Beobachtungen herausfiltern kann. Dieser Aspekt der Wirklichkeit kann dann auch von jedermann, der sich an die gleichen Vorschriften hält, nachgeprüft werden. Entsprechend seinem Projektionscharakter ist das auf diese Weise ermittelte naturwissenschaftliche Wissen im allgemeinen ein eingeschränktes Wissen von der metaphysisch vorgestellten eigentlichen Wirklichkeit."

Auf der anderen Seite gilt: "Viele für uns wichtige Erfahrungen, z.B. auf religiösem oder künstlerischem Gebiet, erfüllen nicht die Auswahlkriterien einer wissenschaftlichen Betrachtung. Sie können deshalb weder mit der Naturwissenschaft konfrontiert werden noch mit dieser in Widerspruch geraten - sie beziehen sich, in unserer Parabel, auf Fische, die man nicht fangen kann."

Das heißt: Es gibt bestimmte Fragen und daraus ergeben sich bestimmte Antworten. Naturwissenschaftliche Fragestellungen berühren z.B. überhaupt nicht so wichtige Fragen wie "soll man?"; "darf man?". Im Falle des Baus eines Atomreaktors kann die Naturwissenschaft sagen, wie er gebaut wird, aber nicht, ob man ihn bauen sollte, ob es sinnvoll ist wegen des Bedarfs und ob es vertretbar ist wegen des Risikos.

Das Bild vom Netz des Physikers ist selbstverständlich auf alle Wissenschaften übertragbar. H. Marrou gebraucht in seinem Standardbuch über historische Erkenntnis genau das gleiche Bild.³ Auch er spricht von einem Netz, in dem manche Dinge eingefangen werden können, andere eben nicht. Ähnlich äußert sich auch der Historiker E. Carr: Unsere Fragestellung beeinflusst die Antwort.⁴ Wissenschaftliche Antworten sind abhängig von der Fragestellung bzw. von den Vorentscheidungen, die zu einer Fragestellung geführt haben. Ohne solche Vorentscheidungen geht es in der Wissenschaft nicht. Es gibt hierbei keine voraussetzungslose Objektivität.⁵

Die Frage für Historiker und Theologen muß also lauten: Was hat die historische bzw. die theologische Wissenschaft mit der Wirklichkeit zu tun? Inwieweit helfen ihre Methoden, die Wirklichkeit über den Gegenstand ihrer Untersuchung zu erfassen oder ihm zumindest sehr nahe zu kommen? Welches "Netz" ist angemessen und wo sind die Grenzen dieses "Netzes"?

3 H. Marrou, Über die historische Erkenntnis, Freiburg 1973, S. 73.

4 E. Carr, Was ist Geschichte?, Stuttgart 1963, S. 23.

5 W. Mommsen, Der perspektivische Charakter historischer Aussagen und das Problem von Parteilichkeit und Objektivität historischer Erkenntnis, in: R. Kosellek (Hrg.), Objektivität und Parteilichkeit, München 1977, S. 451ff.

2. Frage: Wie kritisch muß die historische Methode sein?

Der Ausdruck historisch-kritisch ist ein Fachausdruck innerhalb der Theologie. Er ist kein Fachausdruck der Historiker. Er erweckt den Anschein, als würden Historiker so kritisch arbeiten, das aber ist nicht der Fall. Der Tübinger Theologe Hengel bemerkt hierzu richtig: "An sich würde der Ausdruck 'historische Methode' genügen, der Begriff 'historisch-kritisch' findet sich vor allem im theologischen Sprachgebrauch und hat einen apologetischen Unterton." "Die Redeweise von *der* 'historisch-kritischen Methode' ist fragwürdig. In Wirklichkeit gibt es eine Vielfalt von historischen Methoden. Dieser Methodenvielfalt entspricht die Vielschichtigkeit der historischen Forschung und ihrer Ergebnisse."⁶

Bei Hengel findet sich auch eine gute Kritik des Analogiearguments von Troeltsch. Im Gegensatz zu theologischen Büchern über historische Methode findet man den Namen Troeltsch im Bereich der Historiker zu diesen Fragen nicht. Troeltsch war ja auch kein Historiker, sondern ein Theologe, der zu den Philosophen überwechselte. Die zutreffende Kritik von Hengel an Troeltsch lautet: "Grundaxiom" *der* "historisch-kritischen Methode" ist das Postulat der für den Menschen durchschaubaren und verfügbaren "einen Wirklichkeit", da es sich in der Historie als "die prinzipielle Gleichartigkeit alles historischen Geschehens" (Troeltsch) darstellt. Die Allmacht der "Analogie" als der "Schlüssel zur Kritik" (Troeltsch) entscheidet allein über Tatsachenfeststellung und kausale Verknüpfung. Damit wird die - zudem noch eingeschränkte - gegenwärtige Wirklichkeitserfahrung zum entscheidenden Kriterium dafür gemacht, was in der Vergangenheit geschehen sein kann und was nicht. Gerade im Bereich "biblischer Geschichte" stoßen wir immer wieder auf die Frage der Möglichkeit "analogielosen Geschehens". Die dogmatisch fixierte 'historisch-kritische Methode' muß diese Möglichkeit von vornherein ausschließen.

So ist es auch kein Zufall, daß im Historischen Wörterbuch der Philosophie - das inzwischen beim Buchstaben Q angekommen ist - im Artikel "Historische Methode" das Wort "historisch-kritisch" nicht vorkommt.⁷ Auch J. Meran kommt bei seiner Aufzählung historischer Methoden ohne den Begriff "historisch-kritisch" aus.⁸

Historisch-kritisch ist ein theologischer Fachbegriff in der Theologie, nicht aber in der Geschichtsforschung. Die Verwendung dieses Begriffes ist selbstverständlich legitim. Unglücklicherweise suggeriert er aber den Gedanken, so würden Historiker arbeiten. Das aber ist nicht der Fall.⁹

6 M. Hengel, Zur urchristlichen Geschichtsschreibung, Stuttgart 1979, S. 47ff. und S. 107f.

7 J. Rüsen, W. Schulze, Art. Historische Methode, in: J. Ritter (Hrg.), Historisches Wörterbuch der Philosophie, Darmstadt 1980, Sp. 1345ff.

8 J. Meran, Historische Methode oder Methoden in der Historie, in: C. Meier (Hrg.), Historische Methode, München 1988, S. 114ff.

9 J. Hollenbach (Hrs.), Moderne Exegese und historische Wissenschaft, Trier 1972, S. 152.

Das Entscheidende an der historischen Methode ist nicht so sehr Kritik, sondern - wie Marrou es ausdrückt - Sympathie und Freundschaft:¹⁰ "Der Historiker ist ein Mensch, der aus sich herauszutreten vermag, um zur Begegnung mit dem anderen zu gelangen. Man kann dieser Tugend einen Namen geben: Sie heißt Sympathie."

"Bei diesem Wort sehe ich unsere alten positivistischen Lehrer sich im Grabe herumdrehen: Welche Umwälzung der Perspektive! Liest man ihre Handbücher, so hat man den Eindruck, daß für sie ganz im Gegenteil der kritische Geist die erste Tugend des Historikers zu sein hatte: Jedes Dokument, jeder Zeuge muß zunächst heftig beargwöhnt werden; das methodische Mißtrauen ist die Form, die das cartesianische Prinzip des methodischen Zweifels als des Ausgangspunktes einer jeden Wissenschaft bei seiner Anwendung auf die Geschichte annimmt; gegenüber jedem Dokument hat man sich systematisch zu fragen: Hat sich der Zeuge getäuscht? Hat er uns täuschen wollen?"

"Ganz anders wird das Bild aussehen, das wir uns vom Historiker zu machen haben: Nein, er darf gegenüber den Zeugen der Vergangenheit nicht jene verdrießliche, kleinliche und mürrische Haltung annehmen wie ein schlechter Polizist, dem jede vorgeladene Person a priori bis zum Beweis des Gegenteils als verdächtig und schuldig gilt; eine solche Überspitzung des kritischen Geistes wäre für den Historiker alles andere als eine Qualität, vielmehr ein grundlegendes Laster, das ihn praktisch unfähig machte, die wirkliche Bedeutung der zu untersuchenden Dokumente, ihre Tragweite und ihren Wert zu erkennen; eine solche Haltung ist in der Geschichte ebenso gefährlich, wie im täglichen Leben die Furcht, getäuscht zu werden, jene Einstellung, die Stendhal seinen Gestalten gern beilegt ("... ich nehme stets an, daß die Person, die zu mir spricht, mich täuschen will..."). ... Der Ausdruck Sympathie ist hier sogar unzureichend: Zwischen dem Historiker und seinem Gegenstand muß sich eine Freundschaft knüpfen, wenn der Historiker verstehen will, denn nach der schönen Formulierung des hl. Augustin 'kann man niemanden wirklich kennen außer durch Freundschaft'."

Marrou ist kein Einzelfall. Zitate ähnlicher Art, daß es für den Historiker im wesentlichen nicht auf Kritik, sondern auf Sympathie und Freundschaft gegenüber den Texten ankommt, finden wir auch bei anderen. Kluxen kann sogar schreiben, daß der wahre Historiker seiner Wissenschaft nicht skeptisch gegenübersteht.¹¹ Oder noch einmal Marrou (S. 168): Er empfiehlt denjenigen, die mehr fordern als historische Dokumente zu verstehen und zu sehen, was man über ihr wirkliches Wesen wissen kann und was man "vernünftigerweise" daraus entnehmen kann, "von der Geschichte abzulassen und sich auf die Mathematik zu beschränken; denn dies ist das einzige Gebiet, wo der geometrische Geist ein legitimes Betätigungsfeld und volle Befriedigung finden kann".

10 H. Marrou, S. 115f, vgl. S. 166ff.

11 K. Kluxen, Vorlesungen zur Geschichtstheorie I, Paderborn 1974, S. 27.

Den zweiten Punkt möchte ich abschließen mit dem Vorschlag, daß Studenten der Theologie an althistorischen Proseminaren - mit einem unverfänglichen Thema - teilnehmen, um zu erleben, wie Historiker mit Texten umgehen. Das würde sich ganz sicher lohnen.

3. Frage: Wollen die Evangelien bzw. will die Apostelgeschichte überhaupt historisch ernst genommen werden?

Wolfgang Schadewaldt war einer der bedeutendsten Homer-Forscher dieses Jahrhunderts. Er erhielt sogar - obwohl er in keinen politischen Skandal verwickelt war - einen Nachruf im "Spiegel". Nach einem gemeinsamen Seminar in Tübingen mit Ernst Käsemann über den Umgang mit antiken Texten hat er einen Vortrag verfaßt mit dem Titel: "Die Zuverlässigkeit der synoptischen Tradition". Daraus möchte ich einige Zitate bringen zur Frage: Inwieweit wollten die Texte des NT überhaupt historisch verstanden werden?¹²

"Wie man jedoch behaupten kann, daß diejenigen, aus denen die drei synoptischen Evangelien hervorgegangen sind, kein Interesse gehabt hätten am Konkreten, Realen, Historischen an und um Jesus, ist mir vollkommen unerfindlich. Sehen Sie sich andere Offenbarungsbücher an, von denen es im weiten Bereich der Religionsgeschichte nicht wenige gibt. Die Evangelien sind vollständig einzigartig, soweit ich alles dies kenne - wodurch? Dadurch, daß sie diese unerhörte konkrete Weltfülle uns vor Augen führen, daß da nicht von Wundermännern geredet wird, von wundersamen Geschichten und ähnlichem. Natürlich gibt es das in den Evangelien auch; das gehört gerade zu ihrer Weltfülle. Jesus hat Wundertaten getan, aber eben nicht so wie andere Wundermänner." "Ich sagte schon am Anfang, daß ich diese Art von Hyperkritik kenne, aus der Homerforschung etwa, aber ich kenne sie auch aus den verschiedensten Bereichen der Klassischen Philologie, bei Platon immer wieder seit dem 19. Jahrhundert, wie sie u.a. die Briefe, vor allem den 7. Brief, für unecht erklärt hat. Man macht es auch heute gelegentlich wieder, aber mit wenig Erfolg. Bei Aischylos wurde und wird noch Prometheus für unecht erklärt. Herodot galt als ein lebenswürdiger Schwätzer und Lügner; heute dagegen sieht man in ihm einen wirklichen Historiker."

Ähnliche Gedanken finden sich in einem Aufsatz des englischen Literaturwissenschaftlers C.S. Lewis mit dem schönen Titel: "Was der Laie blökt".¹³ Bemerkenswert ist auch, daß W. Schadewaldt, C.S. Lewis und H. Marrou von der kurzzeitigen Hyperkritik des 19. Jahrhunderts in Philologie, Literatur und Geschichtswissenschaft schreiben als einer Phase, die nun hinter ihnen liegt.

Das letzte Zitat von Wolfgang Schadewaldt zu diesem Thema: "Mir liegt als Philologen, als einem, der sich eine gewisse Kenntnis von 'Literatur'

12 W. Schadewaldt, Die Zuverlässigkeit der synoptischen Tradition, Theologische Beiträge 5, 1982, S. 201ff; auch als Sonderdruck erschienen: IBW, Paderborn.

13 C.S. Lewis, Was der Laie blökt, Einsiedeln 1977, S. 11ff.

angeeignet hat, hier vor allem daran, festzuhalten, daß, wenn wir die synoptischen Evangelien lesen, wir gar nicht anders können als gefangen zu werden von der hier vor uns stehenden Weltfülle. Die damalige Zeit steht vor uns, ebenso die Natur, die Landschaft Palästinas, das galiläische Meer, die Orte an der Küste bis jenseits des Jordans, auch Nazareth mit seiner steilen Felswand. Wir sehen vor uns, wenn wir es nur einfach genug lesen, wie Jesus dahin und dorthin wandert - eine Situation, die man mißverstehen, wenn man das häufig wiederkehrende 'auf dem Wege' nur als literarische Floskel faßt, wo doch gerade dieses das Leben von Jesus ausmacht; seine Wege durch Galiläa und darüber hinaus von Jericho hinauf nach Jerusalem. Ich kenne im Bereich der Geschichtsschreibung, der Biographien und der Dichtung kaum etwas, wo in einem derart kleinen Bereich eine so gewaltige Weltfülle vor mich hintritt. Was sind das alles für Landschaften, was sind das für Gestalten, besonders in den Gleichnissen, aber auch sonst, was sind das für Situationen, wie ist die ganze Welt in diesen wenigen Blättern da! Man spricht von solcher Weltfülle bei Homer als Dichter, mit Recht, und zwar beruht seine Weltfülle auf der Wirklichkeit. Keine Rede davon, daß er sich das nur ausgedacht hat! Man kann eine solche Weltfülle etwa auch bei Platon beobachten, obgleich er Philosoph ist, aber sie ist auch da in seinen Dialogen."

Schadewaldt bemerkt in dem gleichen Referat, daß für ihn die Texte des Neuen Testaments historisch authentisch sind. Er spricht von dem "Aroma der Wahrheit". Nun ist das zweifellos wissenschaftlich kein guter Ausdruck, was ist schon das "Aroma der Wahrheit"? Gewicht gewinnt das Argument nur durch die Person, die es ausspricht. Aber bei Schadewaldt haben wir es mit einem anerkannten Sachkenner zu tun, mit jemandem, der sich hauptsächlich mit solchen Texten aus dieser Zeit beschäftigt hat und von daher unterscheiden kann, welche Texte das "Aroma der Wahrheit" haben und welche nicht.

Zum Urteil über antike, wie auch über neuzeitliche Texte ist ganz wesentlich das Selbstverständnis dieser Texte zu berücksichtigen. Lukas, der Autor des Lukas-Evangeliums und der Apostelgeschichte, schreibt zu Beginn des Evangeliums über seine Arbeitsweise: "Schon viele haben es unternommen, von den Ereignissen Bericht zu geben, die unter uns geschehen sind, wie es uns die überliefert haben, die es von Anfang an selbst gesehen haben und Diener des Wortes gewesen sind. Daher habe auch ich's für gut gehalten, nachdem ich allem von Anfang an sorgfältig nachgeforscht habe, es für dich, hochgeehrter Theophilus, in guter Ordnung aufzuschreiben. So kannst du den sicheren Grund der Lehre, in der du unterrichtet worden bist, erkennen." (Luk. 1,1-4)

Die Aussage des Lukas lautet also: Ich schreibe eine solche Geschichte nicht als erster; es gibt Vorlagen; Augenzeugen leben noch; ich bin allem sorgfältig nachgegangen und schreibe es der Reihe nach (das kann thematisch oder chronologisch gemeint sein) auf. Auch der Grund dieser Zielsetzung des Berichtes wird genannt, "damit du die Zuverlässigkeit der Lehren erkennst, in denen du unterwiesen worden bist". Lukas erhebt zweifellos den Anspruch,

als Historiker ernst genommen werden zu wollen. Man kann nicht sagen, es lag ihm nichts an der Historizität seiner Darstellung.

Das erkennt man auch, wenn man Lukas 3,1 liest: "Im fünfzehnten Jahr der Herrschaft des Kaisers Tiberius, als Pontius Pilatus Statthalter in Judäa war und Herodes Landesfürst von Galiläa und sein Bruder Philippus Landesfürst von Ituräa und der Landschaft Trachonitis und Lysanias Landesfürst von Abilene und als Hannas und Kajaphas Hohepriester waren." Das war die antike Art zu datieren. Lukas will damit sagen: Was ich hier schreibe, geschah nicht irgendwann und irgendwo, sondern im 15. Jahr des Kaisers Tiberius . . . Es lag Lukas an datierbarer Genauigkeit. Der Hinweis auf Pontius Pilatus im Glaubensbekenntnis will ja auch gerade dies sagen: Es hat sich in Raum und Zeit abgespielt. Gott handelte in Jesus Christus datierbar und lokalisierbar.

Zur Historizität der Apostelgeschichte findet man grundlegende Bemerkungen mit vielen Belegen bei C. Hemer, "The Book of Acts in the Setting of Hellenistic History", Tübingen 1989, Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, 49, z.B. über die Frage des Verhältnisses antiker Historiker zur Wahrheit oder über die Frage: Sind die Reden antiker Historiker grundsätzlich erfunden?¹⁴

Die Schriften des Neuen Testamentes sind keine Tendenzliteratur. Wenn man wissen will, was Propagandaschriftstellerei ist, muß man eher bei Tacitus nachlesen. Er behauptet zwar, er würde "sine ira et studio" schreiben, aber seine Tendenzen sind einseitig (gegen Tiberius, für den römischen Senat). Wenn man hingegen das Neue Testament liest, ist man überrascht, in welcher Weise die Jünger geschildert werden mit ihren Schwächen und ihren Streitereien untereinander, obwohl sie doch zum Zeitpunkt der Abfassung der Evangelien wichtige Funktionen in der Gemeinde innehatten.

Man soll übrigens auch die Leute der Antike nicht für leichtgläubiger halten, als wir gehalten werden wollen. Sie wußten auch, welche Dinge schwer und welche leicht zu glauben waren ("Wir sind nicht klugen Fabeln gefolgt", 2. Petr. 1,16). Zur Frage der Auferstehung Jesu Christi gibt es ein gutes Beispiel am Ende von Kapitel 17 in der Apostelgeschichte. Paulus spricht in Athen über die Auferstehung Jesu Christi. Am Ende gibt es drei Gruppen von Hörern: Die Spötter, die sich das überhaupt nicht vorstellen konnten, die Vertager, die meinten, Argumente muß man prüfen, und die, die zum Glauben kamen. Ich denke, bis zum heutigen Tage hat sich daran nichts geändert. Es wird immer, wenn über die Auferstehung Jesu Christi von den Toten gesprochen wird, diese drei Gruppen geben, die Spötter, die Vertager und die, die zum Glauben kommen.

Häufig wird eingewandt, daß die Autoren des Neuen Testamentes interesegeleitet waren. Dabei wird unterstellt: Wer ein Interesse hat, nimmt es mit der Wahrheit nicht so genau, zumindest sieht er die Dinge durch eine gefärbte Brille. Und auch wenn man keine böse Absicht unterstellt, ist der Blick dadurch getrübt.

14 C. Hemer, S. 63ff.

Zu diesem Einwand ist zu sagen, daß Wahrheit und Interesse sich nicht ausschließen müssen. Es ist ja sogar so, daß jeder, der redet oder schreibt, dies aufgrund eines Interesses tut. Wir können gar nicht anders als nach Interessen auszuwählen. Wenn z.B. zwei Autoren der Antike ein Geschichtsbuch schreiben, warum Rom so groß geworden ist, werden die meisten Beispiele, die sie bringen, übereinstimmen. Aber der eine wird bestimmte Geschichten überliefern, die wir beim anderen nicht finden. Das heißt nicht, daß der eine oder der andere Geschichten unterschlagen oder erfunden hat. Das heißt nur, daß ein gewisses subjektives Element eine Rolle spielt, was man für wesentlich gehalten hat aufgrund des Interesses, die Geschichte Roms zu schreiben und zu überliefern.

Die Forderung, nicht interessegeleitet zu berichten, ist eine Erfindung der Neuzeit, die es nötig hat, ihre Interessen zu verschleiern (Hengel).

Ein weiterer Vorwurf im Zusammenhang mit der Frage der historischen Erkenntnis besteht darin, daß gesagt wird, diese oder jene Sache steht nur im Matthäus-Evangelium. Es gibt aber auch in der alten Geschichte Ereignisse, von denen unsere Geschichtsbücher berichten, obwohl sie nur einmal überliefert sind, und die trotzdem keiner in Frage stellt. Darüber hinaus ist es keine Argumentationsweise, historische Wahrheit zu einer Quantitätenfrage zu machen. Es ist eine merkwürdige Logik zu sagen: Das ist dreimal überliefert, also hat es stattgefunden und jenes ist nur einmal überliefert, also hat es nicht stattgefunden. Die Frage der historischen Wirklichkeit ist keine Quantitätenfrage.

4. Frage: Wer hat wofür die Beweislast?

Historiker arbeiten methodisch ähnlich wie Juristen, und da spielt die Frage der Beweislast durchaus eine Rolle. Eine Vorentscheidung ist allerdings, ob der Angeklagte schuldig ist, bis er das Gegenteil bewiesen hat oder ob er unschuldig ist, bis man ihm das Gegenteil bewiesen hat. Das ist keine unerhebliche Frage, falls man einmal vor Gericht stehen sollte. Wer hat wofür die Beweislast? Eine Diskussion, die man oft erleben kann, beginnt mit den Worten: Könnte es nicht sein, daß . . . ? Könnte es nicht sein, daß das Markus-Evangelium gar nicht von Markus geschrieben ist? Oder: Könnte es nicht sein, daß das Johannes-Evangelium nicht von Johannes stammt? Oder: Könnte es nicht sein, daß die Auferstehung nicht so war, wie es im Neuen Testament beschrieben ist? Auf diese Fragen, die mit "Könnte es nicht sein, daß" anfangen, kann man eigentlich immer nur antworten, selbstverständlich könnte das so sein, weil diese Art konjunktivischer Fragen über die Vergangenheit überhaupt nicht anders zu lösen sind. Man muß sich jetzt nur fragen, wer hat wofür die Beweislast? Daß alles anders gewesen sein könnte, gilt ja auch in unserem eigenen Leben. Wenn wir unser Leben erzählen, und einer zurückfragt, könnte es nicht auch anders gewesen sein, dann muß man sagen, es hätte so oder auch anders gewesen sein können, aber es war nicht so. Wir wissen

aus unserem eigenen Leben, daß nicht immer das logisch Überzeugendere in unserem Leben stattgefunden hat. In ihren Aufsätzen weisen übrigens sowohl C.S. Lewis als auch W. Schadewaldt darauf hin, daß es eine nützliche Übung ist, sein eigenes Leben zu bedenken und sich zu fragen, wenn ich das, was ich erlebt habe, jemandem erzähle, und er es nicht glauben will, könnte es nicht sein, daß er sagt, du hast ein bestimmtes Interesse, daß du das so erzählst, obwohl es in Wirklichkeit ganz anders war?

Wenn die Alte Kirche der Meinung war, daß das Johannes-Evangelium von dem Jünger Johannes und das Markus-Evangelium von Markus stammt, der auch sonst im Neuen Testament vorkommt, woher nehmen wir dann das Recht, nach 2000 Jahren zu sagen, wir wissen es besser? Wer hat wofür die Beweislast? J.A. Robinson hat ja in seinem Buch über das Johannes-Evangelium versucht, wieder eine Darstellung zu geben, nach der das Johannes-Evangelium wirklich von dem Jünger Johannes-Zebedäus ist.¹⁵ Die Frage nach dem Konjunktiv erinnert an den Scherz, den es vor einiger Zeit gab: Wußten Sie schon, daß die Werke von Shakespeare gar nicht von Shakespeare sind, sondern von einem Mann gleichen Namens? Es ist historisch kein Problem, darzustellen, daß Descartes, Sokrates oder andere nie gelebt haben.¹⁶ Es ist einfach nur eine Frage, mit welcher Spekulationskraft und Hypothesenfähigkeit man sich mit bestimmten Überlieferungen auseinandersetzen will.

In diesem Zusammenhang wird auch oft behauptet, daß es nicht möglich ist, eine wirkliche Biographie über Jesus zu schreiben. Das stimmt. Das ist aber auch über andere Leute in der Antike und in der Neuzeit nicht möglich. Ein sehr interessantes Beispiel zu diesem Thema findet man bei dem englischen Historiker Carr.¹⁷ Er war sowohl Minister als auch Professor für Neue Geschichte und kennt also seine Geschichtsschreibung von beiden Seiten. Er hat sich sehr mit der Biographie Stresemanns, dem Umgang mit dessen Tagebüchern und den Schlußfolgerungen, die daraus gezogen wurden, auseinandergesetzt. Bei seinen Überlegungen kommt Carr zu der Behauptung: Historisches Faktum ist das, was die Historiker dafür halten und nichts anderes.¹⁸

Leider beschäftigen sich Althistoriker nur sehr selten mit neutestamentlichen Texten. Eines der wenigen Beispiele, wo ein Historiker versucht hat, positiv anhand der Quellen zu recherchieren, wie etwas gewesen sein könnte, ist das Buch von H.U. Instinsky über die Geburt Jesu.¹⁹ Er geht von der Hypothese aus, daß es so, wie es im Neuen Testament steht, auch wirklich geschehen ist, und versucht, den Kindermord, die Sternenkonstellation und den Bericht über den Zensus zusammenzubringen. Dabei kommt er auf das Jahr 7 oder 6 v. Chr. als das Datum für die Geburt Jesu.

15 J.A. Robinson, *The Priority of John*, London 1985.

16 H. Marrou, S. 62.

17 E. Carr, S. 16ff.

18 E. Carr, S. 12ff.

19 H.U. Instinsky, *Das Jahr der Geburt Christi - eine geschichtswissenschaftliche Studie*, München 1957.

5. Frage: Kann die Wissenschaft Aussagen über Wunder machen?

"Die historische Wissenschaft arbeitet mit einem methodischen Atheismus, d.h., man geht davon aus, daß es keinen Gott gibt und ist deshalb gezwungen, alles, was passiert, immanent zu erklären" K. Kluxen.²⁰ Man erklärt also alles ohne Gott. Sonst würde es zu unglaublichen Auseinandersetzungen kommen. Andere Möglichkeiten, als mit methodischem Atheismus Geschichtsforschung zu betreiben, gibt es in einer pluralistischen Gesellschaft nicht. Es ist also eine Vorentscheidung gefallen - und zwar die Vorentscheidung des methodischen Atheismus, weil man in der Wissenschaft als Christ und als Nichtchrist nebeneinander arbeitet. Man muß sich aber darüber im klaren sein, daß dies eine methodische Vorentscheidung ist. Man darf nicht aus dem methodischen Atheismus einen prinzipiellen Atheismus machen, indem man sagt: "Weil ich alles ohne Gott erklären kann, gibt es keinen Gott und keine Transzendenz." Das wäre eine Grenzüberschreitung. Es muß klar sein, daß hier die Wissenschaft wieder mit einem Netz arbeitet. Und zwar mit dem Netz der Vorentscheidung, wir erklären alles ohne Gott. Dieses Denkmodell haben wir inzwischen so trainiert, daß schon vor über 100 Jahren Dostojewski geschrieben hat, falls es Wunder gäbe, würden die Leute eher an eine Sinnestäuschung glauben als an ein Wunder.²¹

Historisch besser argumentiert der Tübinger Theologe Otto Michel. Er sieht das Entscheidende bei einem Wunder nicht darin, ob man es denken kann, sondern ob es stattgefunden hat.²² Das ist doch tatsächlich die entscheidende Frage. Ein Physiker wurde einmal in einer Diskussion gefragt, was er als Physiker zum Thema Wunder aussagen könne. Er antwortete, daß er zum Thema Wunder überhaupt nichts zu sagen hätte, weil das Wunder, so wie es definiert ist, eine einmalige Handlung in der Geschichte, eine Singularität darstellt, besonders wenn wir das christliche Wunder nehmen, nämlich daß Gott Mensch wurde. Was soll ein Naturwissenschaftler dazu sagen? Er kann sagen, daß es sehr unwahrscheinlich ist, aber das drückt schon der Begriff "Wunder" aus. Von daher ist schon von vornherein mit einer gewissen Unwahrscheinlichkeit zu rechnen. Wir können selbstverständlich alles ohne Gott erklären, aber wenn man sich Gott als redefähig und als handlungsfähig vorstellen kann, dann gibt es zumindest keine Sicherheit gegen Wunder.²³ Wer sagt, es gibt keine Wunder, der muß diesen Glaubenssatz begründen. Es ist nicht denknötig, daß es Wunder gibt, aber es ist denkmöglich.

20 K. Kluxen, S. 30.

21 F. Dostojewski, Die Brüder Karamasow, Darmstadt 1960, S. 42.

22 O. Michel, Das biblische Wunder, in: Aufsehen auf Jesus, Metzingen 1988, S. 89ff.

23 J. Pieper, Über den Glauben, München 1962, S. 76; Pieper zitiert hier C.S. Lewis, Wunder, Köln 1952, S. 107.

Zwei Schlußworte.

Erstens: Der Satz von der Erhaltung der Naivität.

In den fünf Punkten vorher haben wir uns mit einigen sehr skeptischen Fragen beschäftigt, und das ist auch statthaft. Aber jeder Mensch hat einen gewissen Naivitätspegel. Der Gießener Philosoph O. Marquard drückt das so aus: "Es gibt den Satz von der Erhaltung der Naivität."²⁴ Naiv, das klingt so negativ, positiv aber ist gemeint, daß jeder Mensch etwas hat, woran er glauben muß. Wir sind Glaubende und Vertrauende. Ohne Glauben und Vertrauen können wir gar nicht leben. Wir haben alle Menschen gehabt, denen wir geglaubt haben. Wir haben auch negative Erfahrungen gemacht, und so hat sich unser Bild von der Wirklichkeit entwickelt. Mit totaler Skepsis können wir nicht leben. Es fragt sich nur, wo wir wie skeptisch sein wollen. Wir leben nämlich in einer Glaubens- und Vertrauensstruktur. Das heißt auf unser Thema angewandt: Wenn wir skeptisch gegenüber den Texten des Neuen Testaments sind, dann haben wir unsere Naivität woanders. Dann glauben wir z.B. an die Wissenschaft, daß sie vertrauenswürdig ist. Oder wir glauben an unser eigenes Denken oder an die Aufklärung. Wir kommen nicht umhin, naiv zu sein. Wir müssen uns überlegen, von welchen Vorstellungen her wollen wir ausgehen, weil sie unserem Gegenstand (das ist natürlich beim Thema Gott etwas merkwürdig, weil Gott uns geschaffen hat und uns - auch unsere Fähigkeit zum Denken -, besser kennt als wir uns selber kennen) angemessen sind. Was ist also der theologischen Wissenschaft angemessen? Man kann nicht von Hypothesen leben und für Hypothesen sterben. Wir brauchen bestimmte Gewißheiten und leben auch in diesen. Die Frage also ist: Wo kommen diese Gewißheiten her und von welchen Vorentscheidungen gehen sie aus? Es ist nicht die Frage, ob wir von Vorentscheidungen ausgehen. Die Frage ist nur: von welchen? Und da ist eben die Frage, inwieweit das Netz, mit dem wir an unsere Fragen herangehen, sachgemäß ist. Wissenschaft ändert sich ja laufend. Max Planck, immerhin ein Physiker, hat gesagt:²⁵ "Eine neue wissenschaftliche Wahrheit pflügt sich nicht in der Weise durchzusetzen, daß ihre Gegner überzeugt wären und sich als belehrt erklären, sondern vielmehr dadurch, daß die Gegner allmählich aussterben, und daß die heranwachsende Generation von vornherein mit der Wahrheit vertraut gemacht ist." Nehmen wir z.B. die ganze Diskussion um die Datierung des Neuen Testaments. Robinson hat einen Stein ins Wasser geworfen, indem er alles auf die Zeit vor 68 nach Christi Geburt datiert. Vielleicht setzt sich seine These einmal durch, vielleicht aber auch nicht. In einem Buch über eine mehrtägige Diskussion von Theologen und Historikern zur Datierung des Neuen Testaments kommt außerordentlich

24 O. Marquard, Abschied von Prinzipiellen, Stuttgart 1981, S. 14.

25 M. Planck, Wissenschaftliche Selbstbiographie, Leipzig 1948, S. 22.

oft das Wort Hypothese vor.²⁶ Bei allen Hypothesen muß man sich ja immer vor Augen halten, daß bei aufeinander aufbauenden Hypothesen, selbst wenn sie in sich jeweils 90 % Wahrscheinlichkeit haben, schon die zweite nur noch eine Wahrscheinlichkeit von 81 % hat.

Das Problem unserer Vorentscheidung bei wissenschaftlicher Fragestellung besteht darin, daß wir selber irrtumsfähig sind. Auch jeder Theologe verfügt über eine gewisse Irrtumsfähigkeit. Und unser Problem besteht darin, daß wir in der Frage des Neuen Testaments nicht nur Kritiker und Schiedsrichter sind, sondern auch Bedürftige. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeden Worte Gottes. Es geht also nicht nur um Ideen, sondern es geht auch um unsere eigene Lebensgestaltung.

Mein letzter Satz stammt von Martin Luther: "Der Heilige Geist ist kein Spektiker".

Nun wird an der Universität normalerweise methodischer Zweifel gelehrt. Wie wollen wir das zusammenbringen? Methodischer Zweifel und "der Heilige Geist ist kein Skeptiker". Das halte ich für das entscheidende Problem der theologischen Wissenschaft. Wenn Wissenschaft mit einem methodischen Atheismus arbeitet, dann steht die theologische Wissenschaft natürlich vor grundsätzlichen Problemen. Wie will sie zur Gewißheit kommen und von welcher Vorentscheidung will sie ausgehen? "Der Heilige Geist ist kein Skeptiker, er hat nichts Zweifelhaftes oder unsichere Meinungen in unsere Herzen geschrieben, sondern feste Gewißheiten, die gewisser und fester sind als das Leben selbst und alle Erfahrung."²⁷ Wir können bei der Gestaltung unseres Lebens nicht von Hypothesen ausgehen, sondern nur von Gewißheiten. In der Theologie kann man inzwischen zu jedem Glaubenssatz eine wissenschaftliche Gegenmeinung abrufen (Stuhlmacher).²⁸ Das heißt, man findet für alles auch ein wissenschaftliches Buch, welches das Gegenteil sagt. Aber wie gesagt, mit Hypothesen können wir nicht leben, und so müssen wir uns überlegen, was die Basis für unser eigenes Leben ist!

Die historische Frage ist wichtig: "Wenn Christus nicht auferstanden ist, dann ist der Glaube sinnlos", 1. Kor. 15. Es ist richtig, sich über die Auferstehung Gedanken zu machen, auch über die Geburt Jesu und über anderes. Das Neue Testament hat die historischen Fragen ernstgenommen. Man kann dazu auch einiges sagen innerhalb der historischen Methode. Es steht aber auch fest, daß wissenschaftliches Arbeiten begrenzt ist, bei Physikern, Historikern und Theologen. Und es ist ein wichtiger Punkt, im Studium zu vermitteln, von

26 R. Wegner (Hrg.), Die Datierung der Evangelien, Paderborn 1983 (vgl. auch J. Robinson, Wann entstand das Neue Testament?, Wuppertal 1986: "Die Chronologie des Neuen Testaments beruht ja viel stärker, als man im allgemeinen annimmt, auf Vermutungen als auf Tatsachen", S. 12).

27 M. Luther, Vom unfreien Willen, in: Der neue Glaube, Stuttgart 1961, S. 160.

28 P. Stuhlmacher, Das Evangelium von der Versöhnung, S. 13.

